

»Rache macht die Toten nicht lebendig«

Israels langjähriger Oberrabbiner, Israel Meir Lau, überlebte als Kind das Lager Buchenwald. Ein Gespräch über Peiniger und Retter, über Hass – und wie man Frieden findet

DIE ZEIT: Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee die Gefangenen des Vernichtungslagers Auschwitz. Heute ist dieser Tag in Deutschland ein Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, die Vereinten Nationen haben ihn zum Gedenktag für die ermordeten Juden erklärt. Sie haben als Kind das KZ Buchenwald überlebt. Wie kam das?

Israel Meir Lau: Ich war sieben Jahre alt, als ich am 11. April 1945 in Buchenwald befreit wurde. Dieser Tag war für uns alle im Lager eine große Überraschung, da wir so lange vom Rest der Welt abgeschnitten gewesen waren. Wir wussten nicht, dass die Amerikaner überhaupt in Europa waren. Wir hatten keine Ahnung von der Landung der Alliierten in der Normandie. Im Gegenteil. Das Einzige, was wir wussten, war, dass Hitler der Herrscher der Welt sei. Ich erinnere mich an den Ruf: »Deutschland, Deutschland über alles!« (verwendet die deutschen Wörter, wie noch öfter im Interview)

ZEIT: Was ist Ihre erste Erinnerung an Buchenwald?

Lau: Jede Stunde kam ein Zug am Tor des Lagers an und brachte neue Kriegsgefangene, neue Juden und Nichtjuden aus Belgien, Bulgarien, ja sogar aus Griechenland und Tunesien. Sie sprachen Jiddisch und Französisch, Niederländisch und Deutsch. Wir dachten: Wenn Hitler unschuldige Menschen aus aller Welt nach Buchenwald verfrachten kann, dann muss die Welt ihm ausgeliefert sein. Wir sahen kein Licht am Ende des Tunnels. Wir waren hier, um zu sterben.

ZEIT: Wie erlebten Sie Ihre Befreiung?

Lau: An diesem Tag hätte ich niemals gedacht, dass ich achtzig Jahre alt werden würde, denn die Menschen rings um mich starben wie die Fliegen. Viele wachten morgens einfach nicht mehr auf. Wir waren ohne jede medizinische Betreuung, ohne sanitäre Einrichtungen, ohne Hilfe, einfach ohne alles. Was es gab, waren Schläge, Kälte, Krankheiten, Hunger, harte Arbeit und Einsamkeit. Nun war ich plötzlich frei. Aber was ist Freiheit? Ich hatte meine Eltern verloren und meine Freunde sterben sehen. Können Sie sich vorstellen, was es heißt, ein Überlebender zu sein?

ZEIT: Nein, aber vielleicht können Sie Ihre Gefühle in Worte fassen?

Lau: Das kann ich nicht. Ich zähle Ihnen einfach die Fakten auf. Wichtig ist: Jeder von uns war überzeugt, dass er keine Überlebenschance hatte. Dafür musste man kein Pessimist sein, es war nur realistisch. Sie müssen sich vorstellen, dass die Wachleute uns am Schluss überhaupt nichts mehr zu essen gaben, nicht einmal mehr die fünfzig Gramm Brot, die wir zuvor bekamen. Dieses Brot war hart wie Stein und schimmelig, wir konnten es kaum essen mit unseren kaputten Zähnen. Ich sah aus wie ein alter Mann und dachte die ganze Zeit: »Wie lange werde ich noch überleben? Einen Tag? Eine Woche?« Schon ein Monat erschien mir als Ewigkeit. Aber wie Sie sehen, bin ich immer noch hier. Nach über siebzig Jahren. Ha! Was für ein Geschenk des Himmels!

ZEIT: Als Kind gehörten Sie zu den Schwächsten im Lager. Sehen Sie Ihre Rettung tatsächlich als Himmelsgeschenk? Oder als Zufall? Als Schicksal?

Lau: In erster Linie hatte ich Glück, dass mir andere Gefangene mit Sympathie begegneten. In Buchenwald war ich leider gleich von meinem elf Jahre älteren Bruder Naphtali getrennt worden, der in den Block 59 für »gemeine Juden« kam. Mich als polnisches Kind mit Spitznamen Lulek steckte man in den Block 8, zu den anderen Kindern und Jugendlichen. Einer von ihnen wurde mein Held: Fjodor Fjodorowitsch Michailitschenko, ein russischer nichtjüdischer Mithäftling aus Rostow am Don. Obwohl er selber erst achtzehn Jahre alt war, rettete er mir viele Male das Leben.

ZEIT: Was für ein Mensch war er?

Lau: Fjodor war gutherzig und brüderlich. Er stahl jeden Tag Kartoffeln und versuchte mir im Hof von Block 8 eine heiße Suppe zu kochen. Als ich im Januar 1945 nach Buchenwald kam, war es bitterkalt. Jeden Morgen gab es einen »Appell«, der manchmal Stunden dauerte, bei Eis und Schnee. Die Bewacher schrien Befehle: »Mützen ab! Mützen auf!« Fjodor hatte mir wollene Ohrwärmer gestrickt, die ich unter meiner Mütze trug, denn im Januar und Februar war es so kalt, dass einem die Ohren abfroren. Jeden Abend vor dem Schlafengehen kam er an meine Pritsche, um nachzusehen, ob ich die Ohrschützer unter meine Kappe gesteckt hatte, denn um vier oder fünf Uhr früh, wenn sie uns aufweckten, mussten wir sofort zum »Appellplatz« rennen.

ZEIT: Wie ging es nach der Befreiung mit Fjodor weiter?

Lau: Die traurige Wahrheit ist, dass ich das nicht weiß. Ich habe ihn in dem Durcheinander aus den

Augen verloren. Und da ich damals nicht wusste, wie Fjodor mit Nachnamen heißt, habe ich 63 Jahre lang vergeblich nach ihm gesucht.

ZEIT: Auch in der Sowjetunion?

Lau: Ja. Ich war in den 1980er Jahren sogar selber im Kreml. Es war die Tauwetterzeit, als Gorbatschow Generalsekretär der KPdSU war. Seine Regierung schaltete für mich eine Such-Anzeige in der *Iswestija*, dem Presseorgan der Regierung: Man bat Fjodor aus Rostow, der am 11. April 1945 in Buchenwald befreit worden war, mit dem stellvertretenden Minister für Auswärtige Angelegenheiten Kontakt aufzunehmen. Leider antwortete Fjodor nicht auf die Anzeige.

ZEIT: Sie haben Ihren Retter dann aber doch gefunden. Wie?

Lau: Leider erst, als im Jahr 2008 Kenneth Waltzer, ein amerikanischer Professor von der Michigan State University, die Erlaubnis erhielt, im Gestapo-Archiv von Bad Arolsen zu forschen. Dort fand er ein Schreiben aus dem Frühjahr 1945, vom Gestapo-Hauptquartier in Berlin an die Gestapo-Zweigstelle in Buchenwald: Es ging um einen Häftling in Block 8, der ein jüdisches Kind beschützte, und man fragte sich, warum. Hatte auch der Beschützer jüdisches Blut in den Adern? – Stellen Sie sich das vor, der Krieg war so gut wie verloren, Auschwitz befreit, aber die Gestapo hatte nichts Besseres zu tun, als solche Fragen zu stellen! Sie wollten mehr über diesen Russen wissen. Und so fand Waltzer ein halbes Jahrhundert später nicht nur Angaben zu Fjodor Michailitschenko aus Rostow, sondern auch zu Lulek, der eigentlich Israel Meir Lau hieß. Die Gestapo hätte wohl nie gedacht, dass dieser Lau 1945 nach Palästina gelangen und bis heute in Israel leben würde. Jedenfalls hielt Waltzer im Juni 2008 in Chicago eine Pressekonferenz ab – und so fand ich meinen Retter.

ZEIT: Wie war Ihr Wiedersehen mit Fjodor?

Lau: Das Traurige war: Als ich endlich seinen vollen Namen und seine Adresse hatte, lebte Fjodor nicht mehr. Er war schon 1993 im Alter von 66 Jahren an Krebs gestorben.

ZEIT: Wissen Sie, was nach der Befreiung aus ihm geworden war?

Lau: Ja. Ich erfuhr, dass er nach Rostow zurückgekehrt war, dass er heiratete und zwei Töchter hatte: Julia und Jelena. Auch er suchte nach mir. Noch ein Jahr vor seinem Tod reiste er nach Buchenwald, um herauszufinden, wo ich nun lebte. Vergeblich.

ZEIT: Was taten Sie nun, da Ihnen Ihr Wissen nichts mehr half?

Lau: Ich lud Julia und Jelena nach Israel ein. Und sie brachten mir ein Foto von Fjodor mit. Es steht heute in meinem Wohnzimmer. In der Gedenkstätte Jad Vashem wurde den beiden Töchtern, stellvertretend für ihren Vater, die Medaille der »Gerechten unter den Völkern« überreicht: Weil dieser russische Junge über Monate hinweg sein Leben aus für dieses jüdische Kind. Ich weiß: Ohne seine Güte hätte ich nicht überlebt.

ZEIT: Wie sind Sie damit fertig geworden, Ihren Retter ein zweites Mal zu verlieren?

Lau: In meinem autobiografischen Buch *Out of the Depths* erzähle ich Fjodors Geschichte. Und als seine Töchter nach Israel kamen, luden wir sie zum Abendessen mit meiner ganzen Familie zu uns nach Hause ein: Es kam mein Bruder Naphtali, der Fjodor in Buchenwald gekannt hatte, und seine Frau; es kamen meine acht Kinder, die Gott sei Dank alle verheiratet sind und wiederum ihre Kinder mitbrachten. Es kamen alle – von den Alten im Rollstuhl bis zu den Babys –, von Fjodors Töchter kennenzulernen. Als die beiden eintraten, fragten sie: »Wer sind all diese Leute?« Und ich



Israel Meir Lau als Achtjähriger auf dem Weg nach Israel (kleines Bild). Jetzt ist er 80 Jahre alt. Unser Interviewer traf ihn in Tel Aviv



Der Überlebende

Israel Meir Lau stand von 1993 bis 2003 dem Staat Israel als oberster Rabbiner vor. Als Sohn eines Rabbis wurde er am 1. Juni 1937 in Polen geboren und mit sieben Jahren ins KZ Buchenwald verschleppt. Dort überlebte er als einer der jüngsten Insassen. Durch die Shoah verlor er seine gesamte Familie – bis auf einen älteren Bruder, mit dem er nach Israel emigrierte. Mit Büchern und Vorträgen setzt er sich für die Erinnerung an den Judenmord ein. Er wurde vielfach ausgezeichnet.

antwortete: »Sie alle sind die Kinder eures Vaters. Ohne euren Vater gäbe es uns nicht.«

ZEIT: Wie konnten Sie sich, nach dem Grauen, das Sie durchgemacht hatten, Lebensmut und Hoffnung bewahren?

Lau: Ich bin von Natur aus optimistisch. Ich sehe in Menschen das Positive und nicht das Negative, das Licht und nicht die Finsternis. Natürlich hat jeder Mensch gute und schlechte Seiten. Aber sehen Sie sich Fjodor an: Er ist für mich ein Symbol der Menschlichkeit, die sich über alles Trennende hinwegsetzt, über Nationalitäten und Religionen. Er ist für mich das leuchtende Beispiel für »a wirkliche Mentsch«.

ZEIT: Hatten Sie nie das Verlangen, sich zu rächen?

Lau: Als Kind dachte ich oft: Wenn ich auf der Strafe den Mann treffen würde, der meinen Vater und meinen Bruder Shmulik, der damals dreizehn Jahre alt war, in Treblinka in die Gaskammer gestoßen hat – was würde ich tun? Und wenn ich den Menschen trafe, der meine Mutter in Ravensbrück umbrachte? Sie war 44 Jahre alt, als sie ermordet wurde, mein Vater war fünfzig. Was würde ich mit dem Mörder tun? Auf ihn eindreschen?

ZEIT: Ihn töten?

Lau: Ich weiß es bis heute nicht. Aber eines weiß ich: Rache macht die Toten nicht lebendig. Hass aus dem Hasses willen bedeutet mir nichts. Meine Rache ist meine Familie. Die Nazis wollten uns alle umbringen, sogar die Kinder. Meine Antwort

darauf ist, nun selber Urenkel zu haben! Das ist die Rache, die ich für mich gefunden habe. Sie besteht im Überleben des jüdischen Volkes überhaupt, der jüdischen Tradition und unserer Heimat Israel. Bedenken Sie, dass unsere Feinde den Juden nicht nur physisch, sondern auch spirituell den Krieg erklärten. Sie wollten nicht nur Juden, sondern das Judentum ausrotten.

ZEIT: Warum? Welche Erklärung haben Sie dafür?

Lau: Ich weiß nur: Es hatte einen tieferen Grund, dass damals in der »Kristallnacht« vom 9. auf den 10. November 1938 in ganz Deutschland mehr als 1400 Synagogen und Gebetsstätten zerstört wurden. Die Nazis wollten das Herz des jüdischen Volkes treffen. Unsere Synagogen zu zerstören bedeutete, uns zu zerstören. Schon zu dem Zeitpunkt wurden 30 000 Juden in Konzentrationslager deportiert.

ZEIT: Leiden Sie, wenn Sie an all die Täter denken, die überlebt haben?

Lau: Nein, denn auch ich habe sie überlebt! Der Geist des Judentums ist nicht erloschen, unser Licht leuchtet noch. Nein, ich will niemanden töten. Als Kind bin ich in das Land Israel gezogen, und als Rabbiner möchte ich die Kinder Israels in ihre Heimat zurückführen, gemäß der Prophezeiung im Buch Hesekiel: »Siehe, ich will eure Gräber auf und hole euch, mein Volk, aus euren Gräbern herauf und bringe euch ins Land Israels.«

ZEIT: Wie kamen Sie nach Israel?

Lau: Ich bestieg 1945 ein Schiff für verwaiste Flüchtlingskinder, das nach Israel brachte. Das hatte ich meinen Eltern versprochen.

ZEIT: Glauben Sie, als Optimist, dass es für Israel jemals Frieden mit den Palästinensern geben wird?

Lau: Ich fürchte, dass die heutige palästinensische Führung zu schwach ist, um Frieden zu schließen. Präsident Abbas hat Feinde in der Westbank und in Gaza. Ramallah und Gaza reden nicht wirklich miteinander, bis vor Kurzem bekämpften sie sich. Israels Regierung war bereit, den Palästinensern 97 Prozent des Landes zurückzugeben, das sie im Krieg gegen uns verloren hatten. Aber das genügte ihnen nicht. Ich erinnere mich genau, wie schon kurz nach dem Sechstagekrieg von 1967 sogar Ben Gurion, der Architekt des jüdischen Staates, sagte:

»Lasst uns alles zurückgeben, mit Ausnahme der Golanhöhen und Jerusalems!«

ZEIT: Warum eigentlich nicht Jerusalem? Ben Gurion war ja ein nicht religiöser Sozialdemokrat.

Lau: Ben Gurion war kein praktizierender Gläubiger, aber er konnte die Symbolstadt Jerusalem nicht preisgeben. Denn: Nach der Schoah hat niemand die Juden willkommen geheißen, bis heute erkennen unsere arabischen Nachbarn Israel nicht an – mit Ausnahme mutiger Persönlichkeiten wie Präsident Sadat und König Hussein. Staaten wie der Iran und Saudi-Arabien bestreiten unser Existenzrecht. Arabische Regierungen lehnten den Zwei-Staaten-Plan der Vereinten Nationen sofort ab.

ZEIT: Und warum kann Israel nicht die Golanhöhen zurückgeben?

Lau: Weil es zu gefährlich wäre. Bis zum Jahr 1967 standen sie unter syrischer Kontrolle. Die Syrer haben damals gegen uns gekämpft und boykottieren uns heute, weil sie Israel nicht wirklich anerkennen. Dasselbe galt schon für die arabischen Staaten, die den Krieg gegen uns begannen.

ZEIT: Sie fanden als polnisches Waisenkind Zuflucht in Israel. Wie sehen Sie die Entscheidung von Kanzlerin Angela Merkel, die deutsche Grenze für Hunderttausende Flüchtlinge zu öffnen?

Lau: Es ist nicht meine Aufgabe, die Entscheidung der Kanzlerin zu kommentieren. In einem bin ich mir aber sicher: Wenn Menschen in Gefahr sind, müssen wir Beistand leisten. Zugleich müssen wir eine Lösung für die Zukunft finden. Heute kommen viele Flüchtlinge aus Nahost, morgen werden sie aus Afrika kommen. Auch Israel bietet bereits vielen Afrikanern für eine gewisse Zeit Zuflucht, aber das ist keine Dauerlösung.

ZEIT: Während der Intifada wurde Ihr Ausspruch berühmt: »Setzen wir uns an einen Tisch und leben zusammen!« Wir wussten immer, wie es ist, zusammen zu sterben. Jetzt ist es Zeit, zusammen zu leben.« Aber was, wenn einfach nicht alle wollen?

Lau: Es hilft nichts. Alle müssen an einen Tisch, bis wir gemeinsam Frieden finden.

Das Gespräch führte **Louis Lewitan**

Übersetzt aus dem Englischen von Nikolaus Gramm